

Rezensionen

Materialitäten der Kindheit

Bollig, Sabine, Alberth, Lars, & Schindler; Larissa (Hrsg.). Materialitäten der Kindheit: Körper – Dinge – Räume. Wiesbaden: Springer VS: 2020, 270 S., ab € 39,99.

Dass Kindheit auch ein materielles Geschehen ist, ist zunächst eine triviale Feststellung: Kinder haben und sind materielle Körper, sie interagieren mit einer Reihe von Dingen und bewegen sich durch räumliche Arrangements. So weit so nichts sagend und allgemein – über Erwachsene und die meisten Lebewesen könnten wir dasselbe sagen. Interessant wird dieser Umstand erst dadurch, dass man materielle Dinge nicht lediglich als ermöglichende Infrastruktur oder als neutrales Werkzeug fasst, sondern als aktive Teilnehmende der Praxis.

Welche Folgen eine derartige Hinwendung zur materiellen Dimension von Kindheit für die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung hat, zeigt der von *Sabine Bollig, Lars Alberth* und *Larissa Schindler* herausgegebene Sammelband eindrücklich. Der Band versammelt konzeptionelle wie empirische Beiträge aus verschiedenen disziplinären (Soziologie, Erziehungswissenschaft, Geographie) wie sozialtheoretischen Richtungen. In der Einleitung schließen die Herausgeber/-innen an praxistheoretische Positionen sowie den *New Materialism* an und fassen dementsprechend Kindheit „als ein durch Verflechtungen, Netzwerke oder praktische Vollzüge hervorgebrachtes Phänomen, an dem nicht nur menschliche Akteure beteiligt sind.“ (S. 3) Überaus schlüssig systematisiert die Einleitung diese „radikale Prozessperspektive“ (S. 8) anhand dreier analytischer Achsen: *Ontologisch* geraten sozialtheoretische Fragen nach kindlicher *agency* und Körperlichkeit in den Blick. Was ein Kind bzw. ein kindlicher Körper ist und welche *agency* ihm zukommt wird mit dem hier verfolgten Ansatz als eine empirische Frage und keine vorab zu tref-

fende Unterscheidung eingeordnet. Daran anschließend stellen sich *machttheoretische* Fragen. Wer bestimmt darüber, wer als kompetenter Akteur gilt? Wer darf über wessen Körper mit welchen dinglichen Mitteln bestimmen? *Institutionentheoretisch* lässt sich schließlich bestimmen, inwiefern Kindheiten in weitreichendere gesellschaftliche Prozesse eingebunden sind. Die konzeptionellen Beiträge bilden den ersten Teil des Bandes. Auffällig ist die diskurstheoretische Schlagseite: Sowohl *Christoph T. Burmeister* als auch *Torsten Eckermann* machen sich dafür stark, Materialität und Diskursivität zusammenzudenken, um jenseits von Mikroanalysen Aussagen über Kindheit machen zu können. Der Beitrag von *Nick Lee* verortet sich stärker im Diskurs zum Neuen Materialismus und macht dort drei Varianten aus: Während der historische Materialismus auf soziale Ungleichheit und Machtbeziehungen rund um Kindheit aufmerksam macht, führen hybrider sowie feministischer Materialismus der Science and Technology Studies zu einer Dezentrierung von a priori vorgegenommenen Kategorisierungen und damit auch zur Aufwertung kindlicher *agency*. An den konzeptionellen Teil anschließend beschäftigen sich vier Beiträge mit Körperlichkeit. Sie fragen nach der Rolle von Körpern in der frühkindlichen Erziehung (*Bröskamp*), nach der Abwesenheit von Kinderkörpern und ihrer Repräsentation durch Erwachsene vor Gericht (*Alberth*) oder nach der Substitution des Elternkörpers durch materielle Hilfsmittel beim Einschlafen von Säuglingen (*Müller/Schindler*). Ein resümierender Kommentar versteht die drei vorangegangenen empirischen Beiträge als je unterschiedlich konturierte Versuche der Körpervergessenheit der Kindheitssoziologie zu begegnen (*Eßer*).

Den Dingwelten der Kindheit sind ebenfalls vier empirische Beiträge gewidmet. Im Fokus stehen die Auswahl „kindgemäßer“ Materialien für einen Experimentier-

koffer (*Lange*), die soziale Adressierung von Geschwisterkindern bei pränatalen Ultraschalluntersuchungen (*Sänger*), die kulturelle Darstellung und Positionierung mittels eines Spielzeugs (*Schinkel*) und die Aufführung nationaler Besonderheiten durch den spielerischen Umgang mit Artefakten (*Millei*).

Der letzte Teil des Bandes beschäftigt sich in drei empirisch ausgerichteten Beiträgen mit den Räumen der Kindheit. Konkret geht es hier um die durch den ersten Schreibtisch im Kinderzimmer geschaffenen Räume, die im Spannungsverhältnis schulischer und familiärer Ordnungen stehen (*Krinninger/Kesselhut/Sandig*), um die schulische Disziplinierung durch Grenzziehungen – etwa zwischen Klassenzimmer und Schulhof – (*Schreiber*) sowie die Präsenz des Militärs im schulischen Raum – etwa durch den Besuch von Jugendoffizier/-innen (*Hörschelmann*).

Der Band bündelt und systematisiert deutsch- und englischsprachige Forschungen zu einer über Disziplinen hinausgehenden Diskussion. Die Aufteilung des Bandes in thematische Abschnitte ist schlüssig, zugleich hätte sie im Inhaltsverzeichnis und durch Zwischentitel deutlich sichtbar gemacht werden sollen. Nur wenige Leser/-innen werden so wie der Rezensent den gesamten Band linear durcharbeiten. Ihnen würde eine sichtbare Struktur bei der Orientierung während der Rezeption helfen. Ein einordnender Kommentar, wie er sich am Ende der Beiträge zum Thema Körper findet, hätte auch den anderen Abschnitten zu Raum und Dingen gutgetan.

Dem Band ist hoch anzurechnen, dass er Mikrobeobachtungen von Praktiken mit macht- und institutionentheoretischen Überlegungen verbindet. Notwendigerweise ergibt sich dadurch eine recht große argumentative Fallhöhe zwischen konkreten materiellen Praktiken und darüber hinausgehenden gesellschaftlichen Verhältnissen. So fordern beispielsweise die Beiträge von *Nick Lee* und *Kathrin Hörschelmann* programmatisch die Berücksichtigung von Klimakollaps bzw. Militarismus in einer materialitätstheoretisch informierten Kindheitsforschung. Dass es empirisch schwierig ist, derart große argumentative Fallhöhen zu überwinden, zeigt

der Beitrag von *Zsusa Millei*. In der spielerischen Praxis in einem australischen Kindergarten identifiziert sie nationalistische Elemente – etwa wenn die Kinder statt Pferdefiguren das Nationaltier Känguru in einem selbst gestalteten Karussell verwenden. Dies scheint mir in erster Linie eine externe Zuschreibung der Forscherin zu sein. Aus der Prozessperspektive des Bandes heraus wäre es konsequenter gewesen, danach zu fragen, ob und inwiefern die Teilnehmenden selbst ihre Praxis als nationale verhandeln.

Insgesamt gibt der Band einen vielversprechenden Einblick in ein Forschungsfeld, das die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung im positiven Sinne irritieren kann. Zwar sind nicht alle Beiträge gleichermaßen im *material turn* verwurzelt, aber auch diese Beiträge zeigen, das Potential einer durch die neuen Materialismen angeleiteten Blickverschiebung für die Kindheitsforschung, die kindliche *agency* ernst nimmt, ohne sie zu überhöhen.

*Tobias Röhl,
Pädagogische Hochschule Zürich*

Kindheiten im Frauenhaus

Henschel, Angelika: Frauenhauskinder und ihr Weg ins Leben. Das Frauenhaus als entwicklungsunterstützende Instanz. Opladen: Verlag Barbara Budrich: 2019, 357 S., € 48,00.

Partnerschaftliche Gewalt hat erhebliche Konsequenzen für Kinder, die zu Zeug/-innen werden und oft selbst Gewalt erleben. Wie Kinder solche Situationen bewältigen und insbesondere welche Erfahrungen sie zusammen mit ihren Müttern in Frauenhäusern gemacht haben, wie sich dies auf ihre Sozialisation und ihren Lebenslauf ausgewirkt hat, das sind Fragen der Geschlechter- und Gewaltforscherin Angelika Henschel in ihrer Studie über „Frauenhauskinder und ihr Weg ins Leben“. Diese Untersuchung macht erstens auf eine zentrale Forschungslücke aufmerksam und legt dazu zweitens selbst wichtige Befunde vor. Sie verortet sich an der Schnittstelle von Gewalt-, Geschlechter- und Kindheitsforschung.

Der systematische Ausgangspunkt der Studie von Angela Henschel ist Gewalt

in Geschlechterverhältnissen. Dazu klärt sie ihren begrifflichen und damit konzeptionellen Zugang innerhalb der Gewaltforschung, die jüngst von Hartmann und Hobel (2020) als „verschwiegene Gewalt“ innerhalb der Forschung selbst bezeichnet wurde. So führt auch Henschel vor Augen, dass es die Frauenbewegung war, die erheblich zur Enttabuisierung von Gewalt in häuslicher Umgebung als Gewalt in Geschlechter-, aber auch Generationenverhältnissen beigetragen hat. Sie interessiert sich dafür, was über die Analyse von Gewalt in asymmetrischen Geschlechterverhältnissen insgesamt thematisierbar wird. Sie begreift dabei Gewalt durchaus als Strukturelement und soziale Praxis und schließt auch produktiv an Überlegungen zu „Räumen der Gewalt“ (Baberowski) an. Gerade die sich Ende der 1980er Jahre etablierende Frauenhausbewegung – kaum finanziell ausreichend ausgestattet – bot betroffenen Frauen erstmals einen klar positionierten Schutzraum, von dem aus sich weitere Lebensperspektiven entwickeln konnten.

Bei der Lektüre dieser ersten Kapitel der sehr erfahrenen und politisch wachsamem Professorin für Sozialpädagogik Angelika Henschel stellt sich erneut die Frage, warum es Politik und Zivilgesellschaft so hartnäckig schwerfiel, sich eindeutig an die Seite von Partnerschaftsgewalt betroffene Frauen zu stellen, warum selbst die damit verbundenen oft sichtbaren Verletzungsfolgen und die Folgekosten dieser Gewalt, nicht nur, aber vor allem ausgeübt von Männern, eher randständig behandelt wurden. Und man fragt sich, wie die heutige ökonomische Sicherstellung der Frauenhäuser aussieht.

Nun haben von Gewalt betroffene Frauen vielfach auch Kinder unterschiedlichen Alters, doch erst ab Ende der 1990er Jahre rückten, wie Henschel nachzeichnet, deren Erfahrungen, Wahrnehmungen, Widerstände und Bedürfnisse auch in der Frauenhausarbeit in den Blick. Kinder in gemeinsamen Haushalten, aber auch bei getrenntlebenden Eltern sind bei der Gewalt in Geschlechterverhältnissen mit betroffen, sind Zeug/-in oder erfahren selbst Missachtung, Grenzverletzung und Gewalt. Insbesondere sind sie erheblich von gesellschaftlichen Schweigegebote

betroffen, denn es kostet sehr viel Überwindung für ein Kind, sich jemandem über Familienverhältnisse anzuvertrauen, die nicht dem Bild der intakten Familie entsprechen.

Um den Erfahrungen ehemaliger „Frauenhauskinder“ nachgehen und deren Lebenswege rekonstruieren zu können, hat sich die Autorin mit dem Sozialisationskonzept ertragreich befasst und stellt die Frage nach positiv wirkenden Aspekten der Erfahrungen im Frauenhaus. Dazu greift sie den Begriff der Resilienz auf. Henschel argumentiert äußerst überzeugend, dass die Forschung über Kinder, die mit ihren Müttern in ein Frauenhaus ziehen, nicht nur die Risiken der durch Gewalt und einen meist radikalen Bruch mit dem vorherigen Leben belasteten Kindheit untersuchen sollte, sondern darauf blicken muss, welche Stärken Kinder und Jugendliche daraus für ihre Persönlichkeitsbildung ziehen konnten. Damit richtet sich auch der Fokus auf die Frauenhäuser als Umwelten, in denen Kinder viele positive Erfahrungen machen können. In diesem Sinne rekonstruiert die Autorin in gebotener Kürze die Geschichte dieser Einrichtungen und argumentiert dafür, dass Frauenhäuser stets auch Kinderschutzhäuser seien. Die hier skizzierte konzeptionelle Rahmung und normative Ausrichtung der Studie ist auf den ersten 60 Seiten des Buches, das insgesamt 357 Seiten umfasst, festgehalten. Theoretisch und auch professionspolitisch ausdifferenziert aufgestellt, legt Henschel eine qualitative Studie vor, in der 20 inzwischen erwachsene Personen unterschiedlichen Alters interviewt wurden, die einen Teil ihrer Kindheit gemeinsam mit ihrer Mutter in einem Frauenhaus erlebt haben. Dabei richtet sich das Erkenntnisinteresse auf die Frage, wie der Weg der „Frauenhauskinder ins Leben“ verlaufen ist. Sie adressiert ihre Gesprächspartner/-innen im Sinne einer spezifischen Zeugenschaft von Gewalt, ihrer Thematisierbarkeit und mit Blick auf die unterschiedlichen Erfahrungen, Gewalt gegen die Mutter, vielleicht eigenes Gewalterleben und den Wechsel aus der familiären Umgebung in ein Frauenhaus mit all den damit verbundenen Aspekten, erlebt zu haben.

Die methodische Herangehensweise über Interviews und die qualitative Inhaltsa-

nalyse nach Kuckartz erweisen sich als angemessen, um die umfangreichen Aussagen der einstigen „Frauenhauskinder“ erfassen, sortieren und letztlich entlang der Auswertungskategorien vorstellen zu können. Das ermöglicht einerseits einen guten Überblick über die Bandbreite der Thematik und ist angesichts der Forschungslücke auch durchaus angemessen. Andererseits geht dadurch ein fokussierter und in die Tiefe gehender Blick etwas verloren.

Die Vielfalt der Einsichten entlang dieser Zeugenschaft lässt sich in der Rezension nicht aufgreifen, aber die Lektüre sei allen empfohlen, die an der Schnittstelle von Sozialisations- und Gewaltforschung tätig sind und die Perspektiven heute Erwachsener auf ihre teilweise sehr leidvollen Kindheitserlebnisse als wichtige Quellen auch für die Kindheitsforschung fruchtbar machen wollen. Die Autorin informiert über die Sozialisationserfahrungen in der Familie, die durch Gewalt gekennzeichnet waren und macht eindrucksvoll deutlich, wie schwierig es für Kinder ist, die Hilflosigkeit der Mutter und deren Ausgeliefertsein zu ertragen, aber auch anzusprechen. Auch wird deutlich, was in der Forschung zu sexueller Gewalt gegen Kinder bereits öfter aufgezeigt wurde: wie sehr der Wunsch, die Geschwister zu schützen, ein Motiv für bestimmte Handlungen, etwa als jugendlicher abends immer zu Hause zu bleiben, sein kann und auch bei der Einordnung der neuen Situation im Frauenhaus eine Rolle spielt. Nicht nur für die Professionellen in diesem Handlungsfeld ist das Kapitel über die Kinder im Frauenhaus sehr lesenswert. Hier war es beispielsweise eine gute Entscheidung der Verfasserin auf das Ankommen zu blicken und nach den damit verbundenen Erinnerungen zu fragen. Auch wird dieser Übergang aus der familiären Wohnung und der Weg ins Frauenhaus mit den Bildern von Flucht und teilweise verstörenden Abschieden beschrieben. Die Autorin geht ausführlich auf die sozialen Beziehungen in der Frauenhauszeit und deren Veränderungen ein, auch auf das Räumliche, die durchaus als eng und isoliert wahrgenommene neue Situation. An das Thema Resilienz kann über die Bedeutung der anderen Kinder und Jugendlichen gut angeschlossen werden, weil die gemeinsamen Erlebnisse bis hin zu

Ferien als stärkend und freudvoll beschrieben und positiv erinnert werden. Doch es wird auch das geschlechtertheoretische und -politische Konzept von Frauenhäusern angesprochen, wenn zum Beispiel der Wunsch an männlichen Jugendlichen nach männlichen Ansprechpersonen unter den Professionellen von Interviewten erinnert wurde.

In der Ergebnisbündelung wird das Frauenhaus insgesamt als stimulierende Lernumgebung, als Rückzugsort und als Möglichkeit, zur Ruhe zu kommen und ein Gefühl von Sicherheit auszubilden, beschrieben. Hierin liegt aus einer professionstheoretischen Perspektive viel Potenzial, um anschließend an solche Zeug/-innenberichte die eigenen Stärken zu reflektieren, aber vor allem mögliche Hürden für einen gelingenden Alltag aus Sicht einstiger „Frauenhauskinder“ zu erkennen und zu überwinden. Insgesamt eine wichtige Studie, der ich viele Leser/-innen wünsche.

Sabine Andresen,
Goethe-Universität Frankfurt am Main

Literatur

Hartmann, E. & Hoebel, T. (2020). Einleitung. Gewalt – Grenzen der Erklärbarkeit? *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 17(1), 67-69.

Bildungsaufstieg, institutionelle und lebensweltliche Bildung

Soremski, Regina: *Bildung – Institution – Lebenswelt. Eine biografische Studie zu institutioneller und lebensweltlicher Bildung im Lebensverlauf von BildungsaufsteigerInnen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich: 2019, 339 S., € 39,90.

Die Publikation von Regina Soremski ist eine der zahlreichen Studien der jüngeren Vergangenheit, die sich Bildungsaufstiegsprozessen widmet. Der Blickwinkel und die Fragestellung heben die Arbeit jedoch aus der Masse heraus. Ausgangspunkt ist die These, dass für gelingende Bildungsprozesse schulisch-institutionelle und lebensweltliche Bildungserfahrungen förderlich zusammenspielen (S. 11). Ziel der Studie ist es, dieses Zusammenspiel genauer zu untersuchen, indem gefragt wird,

„welche Sozialisationskontexte wie zu Bildungskontexten werden können“ (S. 14, Hervorhebung im Original). Es geht damit um eine Fragestellung, die keinesfalls auf Bildungsaufstiegsbiografien beschränkt ist, im Rahmen dieser Arbeit aber anhand eben solcher genauer in den Blick genommen wird.

Das Buch erlaubt eine leichte Orientierung, da es eine klare Struktur entsprechend der üblichen inhaltlichen Gliederung aufweist. Auf Forschungsstand und theoretische Einordnung folgt die Darstellung des methodischen Vorgehens, bevor dann umfangreich die Ergebnisse erst im Detail und am Ende zusammenfassend präsentiert werden.

Auf knapp 50 Seiten liefert der Forschungsstand (Kap. 2) eine materialreiche Darstellung, die sich vor allem auf Beiträge der qualitativen (Biografie-)Forschung fokussiert. Besondere Beachtung erhalten die Studien zu den Bildungsaufstiegen von Arbeiter-töchtern aus den 1980er- und 1990er-Jahren sowie die überwiegend danach entstandenen Arbeiten zu Bildungsaufstiegen bei Personen mit Migrationshintergrund. Des Weiteren werden anhand der vorliegenden Studien die institutionellen Settings (Schule, Hochschule, Zweiter Bildungsweg), in denen sich die Bildungsaufstiege vollziehen, genauer betrachtet. Abschließend wird die Rolle der gesamtbiografischen Perspektive für das Verständnis des Phänomens näher beleuchtet. Die Autorin hält fest, dass die meisten Studien spätestens bei der Berufseinstimmung abschließen, und dass daher eine Studie in Gesamtlebenslaufperspektive umfassender Aufschluss über die Wechselwirkungen zwischen institutionellen und lebensweltlichen Kontexten geben könnte.

Im dritten Kapitel werden verschiedene theoretische Konstrukte an der Schnittstelle von Bildungs- und Sozialisations-theorien in den Blick genommen und bezüglich ihres Beitrags für die vorliegende Fragestellung analysiert. Berücksichtigung finden dabei die humboldtsche Differenzierung in allgemeine und spezielle Bildung, die Unterscheidung von Allgemein- und Berufsbildung, der Diskurs zu formellem und informellem Lernen sowie das Verhältnis von institutionalisierter und lebensweltlicher Bildung.

Kapitel vier beschreibt das methodische Vorgehen. Die Arbeit ist verortet im Kontext qualitativer Biografieforschung und bietet drei Einzelfallrekonstruktionen (in Anlehnung an Rosenthal) narrativ-biografischer Interviews. Letztere stammen aus einem Pool von über 80 Interviews eines größeren Forschungsprojekts, in dem die Autorin mitarbeitete. Ein Auswahlkriterium war es, Personen mit abgeschlossener Erwerbstätigkeit zu untersuchen, um den gesamten Berufsweg zu erfassen. Als erster Fall wurde eine Person gewählt, deren biografische Erzählung sich als für die vorliegende Fragestellung ergiebig darstellte. Die beiden folgenden Fälle wurden gezielt als Kontrastierungen zur bereits vorliegenden Fallrekonstruktion ausgesucht.

Auf den folgenden 120 Seiten werden die drei Fallrekonstruktionen entfaltet. Beim ersten Fall handelt es sich um einen 1934 in Niedersachsen geborenen Mann, dessen von hohem gewerkschaftlichen Engagement gekennzeichnete berufliche Laufbahn als Tischler begann und als Universitätsprofessor in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin endete. Auch der zweite Fall ist ein Mann der gleichen Generation, der in einer Handwerkerfamilie im Rheinland aufwuchs, frühzeitig auf höhere Bildungswege gelenkt wurde und schließlich eine Professur als Historiker innehatte. Den dritten Fall stellt eine 1942 in Mecklenburg geborene Frau dar, die nach einer Ausbildung zur Apothekenhelferin über die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät die Hochschulreife erwarb, Pharmazie studierte und schließlich nach der Wiedervereinigung Deutschlands in ihrer Heimatregion selbständig eine Apotheke betrieb. Die detaillierte Rekonstruktion dieser drei Fälle geschieht unter Einbeziehung zahlreicher zusätzlicher Quellen, die die jeweiligen historischen Kontexte gut beleuchten und für das Fallverständnis nutzbar machen.

Im abschließenden sechsten Kapitel werden im kontrastiven Fallvergleich Muster herausgearbeitet, zu einer Typologie verknüpft und Strukturaspekte aufstiegsförderlicher Passungsverhältnisse beschrieben. Die im Fallvergleich für jeden der drei Fälle herausgearbeiteten Verhältnisbestimmungen zwischen lebensweltlicher und institutioneller Bildung sind zu breit

und vielschichtig, um hier einzeln referiert werden zu können. Die davon ausgehend entwickelten drei genetisch-strukturalen Typen des Zusammenspiels lebensweltlicher und institutioneller Bildung sind (1) die Vermittlung zwischen beiden durch zivilgesellschaftliche Institutionen, (2) eine zentrale Stellung der Bildungsinstitution und (3) ein regional-lebensweltliches Milieu als integrativer Rahmen. Für alle Typen skizziert die Autorin noch ein ähnlich gelagertes Fallbeispiel aus dem Gesamtsample. Anschließend an die Beschreibung der Typen werden fünf Strukturaspekte aufstiegsförderlicher Passungsverhältnisse skizziert. Die ersten drei sind die kulturelle, die inhaltliche und die personale Passung zwischen Institution und Lebenswelt, die ergänzt werden um die Handlungsbefähigung in der Lebenswelt als Persönlichkeitsbildung und die Persönlichkeitsbildung als Heranführung an institutionelle Bildung durch ‚relevante Andere‘. Die Ergebnispräsentation bietet damit recht breit aufgefächerte Ansätze der Generalisierung der rekonstruierten Daten. Hier wäre eine noch umfassende Komprimierung und Verdichtung hin zu möglichst trennscharfen Mustern der Verschränkung lebensweltlicher und institutioneller Kontexte im Rahmen von Bildungsprozessen wünschenswert gewesen.

Die Studie von Soremski ergänzt die Forschungsliteratur in diesem Feld um eine wichtige Fragestellung, die über die Wirkweise von Institutionen und den Umfang familialer Kapitalressourcen hinausgeht. Sie zeigt auf, wie Strukturmerkmale über eine gesamte Berufsbiografie hinweg wirken können. Der Abstand, den die biografische Gesamtperspektive mit sich bringt, lässt auch erkennen, wie stark die Rolle der günstigen Gelegenheitsstrukturen in den rekonstruierten Fallgeschichten zum Bildungsaufstieg beiträgt. Die Frage nach den Arten des Zusammenspiels lebensweltlicher und institutioneller Sozialisationskontexte hat über das Thema der Bildungsaufstiege hinaus Relevanz in allen Bereichen institutioneller Bildung. Insofern ist dieses Buch weniger eine fertige Antwort, als vielmehr eine offene Tür zu einer lohnenswerten Forschungsperspektive.

*Thomas Spiegler,
Theologische Hochschule Friedensau*

Familie und Normalität

Schondelmayer, Anne-Christin, Riegel, Christine, & Fitz-Klausner, Sebastian (Hrsg.). Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse. Opladen: Barbara Budrich: 2020, 344 S., € 34,90.

Der vorliegende Sammelband stellt ein Konglomerat unterschiedlicher wissenschaftlich-disziplinärer Beiträge zum Begriff der Familie als soziale Konstruktion und normatives Bedingungsgefüge dar. Einführend arbeiten die Herausgeber/-innen mit Bezug auf Jürgen Links Normalitätstheorie (2006) die normative Deutungs-
höheit heraus, die (Normal-)Familie als eine weiße, bürgerliche, heterosexuelle, monogam lebende, sesshafte, leistungsfähige und cisgeschlechtliche Verbindung innerhalb der westlichen (deutschen) Gesellschaft zukommt. Vor diesem Hintergrund wird eine, den Sammelband überspannende, intersektionale, sozialkonstruktivistische und praxeologische Perspektive gefordert, die es ermöglichen kann Familienleben in der empirisch zu beobachtenden Vielfalt sichtbar zu machen.

Anne-Christin Schondelmayer rekurriert hieran anknüpfend in ihrem theoretisch-systematischen Beitrag auf die dominante Figur der Passung(sfähigkeit) zwischen Herkunftsfamilie und pädagogischen Institutionen im deutschen Bildungssystem. Dieser Passungssemantik schreibt sie – insofern als diese für Unterscheidungen zwischen vermeintlich normalen und von der Norm abweichenden Familien genutzt wird – einen ordnungsbildenden Charakter zu, und zwar sowohl als Differenzpraxis innerhalb pädagogischer Institutionen sowie auch als Forschungsperspektive in der sozialwissenschaftlichen Bildungsforschung. Im dritten einleitenden Beitrag betrachtet *Anja Schierbaum* Familie aus einer historischen und strukturalen Perspektive und kontextualisiert familienbezogene Normalitätsvorstellungen innerhalb historischer Wandlungsprozesse.

Der Sammelband wird im Weiteren in drei Themenblöcke aufgeteilt. Im ersten Teil *Familien und pädagogische Institutionen* stehen (Ohn)Macht(s)- und Normalitätserfahrungen zwischen diesen im

Mittelpunkt. *Lalitha Chamakalayil, Oxa-na Ivanova-Chessex, Bruno Leutwiler und Wiebke Scharathow* zeichnen anhand von Narrationen einer Frau über ihren akademischen Werdegang sowie ihre Aufstiegsbestrebungen aus dem Arbeiter/-innenmilieu in biographietheoretischer Perspektive die Bedeutung der (Herkunfts-) Familie sowie familialen Verwobenheiten für Subjektwerdungsprozesse nach. *Angela Rein* arbeitet über biographische Erzählungen Erwachsener, die in stationären Jugendhilfekontexten in der Schweiz aufwuchsen, heraus, inwieweit Norm-Familien als semantischer Vergleichshorizont herangezogen und die eigenen Bedingungen des Aufwachsens als von der Norm abweichend perspektiviert werden. Besonders spannend an diesem Beitrag ist der Verweis auf die im Rahmen des Forschungsdesigns in gemeinsamen Interpretationsgruppen stattfindende Reflexion normativer Vorstellungen zu (Normal-)Familie unter den Forschenden. *Christine Riegels* Beitrag zielt am Beispiel von lesbischen, schwulen, bi-, pan- und asexuellen sowie Inter* und Trans*Personen mit Kindern auf die Sichtbarmachung normativer Aussagen über Familie innerhalb sozial- und erziehungswissenschaftlicher Diskurse sowie (sozial)pädagogischer Kontexte ab. Aus einer poststrukturalistischen Perspektive rekonstruiert sie in aktuellen Überblickswerken und Studien zu Familie machtvolle Normen über dyadische Elternschaft, Mononormativität sowie organisationale Ignoranz- und Othingingprozesse. *Carsten Schröder* stellt anhand eines leitfadengestützten Interviews mit einem in einem familienanalogen Wohngruppensetting tätigen Sozialarbeiter wirkmächtige Widersprüchlichkeiten zwischen eigenen Professionalitätsanforderungen und subjektiver Familienzugehörigkeit heraus, die sich in einem Prozess unentwegten Ausbalancierens zwischen biologischer Elternschaft und sozialpädagogischem Auftrag äußern. *Ulrike Koopmann* nimmt die in der zeitgenössischen Familienforschung kursierende Stigmatisierung migrantischer Familien als abweichend zum Ausgangspunkt ihres Beitrags zu Normalität und Familie im Kontext von Flucht. Anhand biographischer Interviewsequenzen geflüchteter Frauen arbeitet sie heraus, wie diese sich im Kontakt mit pädagogischen und sozialen Institutionen

auf ihre Fluchterfahrung und/oder ihren Migrationshintergrund reduziert betrachtet fühlen. Mithilfe einer ethnographischen Collage rekonstruiert *Donja Amirpur* Othinging-Prozesse sowie Bildungswege an der Schnittstelle von Migration und Behinderung. Bezugnehmend auf ihr vielfältiges empirisches Material (u.a. Leitfadeninterviews, biographisches Interview, Gruppendiskussionen mit unterschiedlichen Akteur/-innen) konstatiert sie, dass trotz unworbener interkultureller Öffnungsprozesse in der Behindertenhilfe wirkmächtige Ausschließungen mit hochgradig ableistischen und rassistischen Argumentationsmustern die empirische Realität darstellen. Im zweiten Themenblock des Sammelbands *Familienleben* wird der gelebte Familienalltag zum Thema gemacht. Einelternfamilien im ländlichen Raum stehen in der qualitativ-rekonstruktiven Studie von *Angela Wernberger* im Fokus. Die befragten Frauen beschreiben in qualitativen Leitfadeninterviews das erlebte Spannungsfeld zwischen eigener familialer Praxis und der subjektiven sowie sozialräumlichen Orientierung an bürgerlichen Familienidealen in ländlichen Regionen. *Tino Schlinzig* wendet sich multilokalen Nachrennungsfamilien und ihren Positionierungen zum Leitbild der Normalfamilie zu. Das empirische Analysematerial stellen narrative-problemzentrierte Interviews sowie Gruppendiskussionen mit mehrörtig wohnenden Kindern und ihren Familienhaushalten dar. Mehrörtigkeit gerät dabei im Beitrag analytisch einerseits problemorientiert in den Blick, indem diese sich vermeintlich nachteilig auf die Entwicklung der Kinder auswirken könnten. Darüber hinaus wird andererseits vom Autor eine ressourcenorientierte Bezugnahme, die die Befähigung zu Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Kinder betont, herausgearbeitet. Im Beitrag von *Désirée Bender* stehen Co-Elternschaften im Fokus, d.h. Personen, die die gemeinsame Verantwortung für ein Kind teilen und deren Beziehung nicht zwangsläufig auf einer Liebesbeziehung fußt. Die Rekonstruktionen zeigen, wie normative Ansprüche an eine Normalfamilie familiale Gründungspraktiken von Co-Eltern beeinflussen und als handlungsleitend fungieren können. Zugleich kann Co-Elternschaft als explizite und reflexive Abkehr und Distanzierung

von hegemonialen Familienvorstellungen herausgearbeitet werden. *Elke Kleinau* und *Christoph Piske* zeigen in ihrem Beitrag zu Normalitätskonstruktionen zu Familie in Befragungen von Children Born of War auf, wie ein für diese Adressat/-innengruppe konzipierter Fragebogen sich in seinen Fragen und Items auf ein stark normativ kleinbürgerliches Familienbild stützt. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven auf Väterlichkeiten als Praxis des Vater-Seins werden im Kontext von Migration von *Michael Tunç* in analytischer Verknüpfung mit Fürsorglichkeit als Caring Masculinities herausgearbeitet. Mithilfe eines sekundäranalytischen Zugangs verweist der Autor auf Spannungsverhältnisse zwischen hegemonialen Männlichkeits- und Vaterschafts- sowie progressiven fürsorglichen Väterlichkeitskonzepten im Hinblick auf migrantische Vaterschaftserfahrungen. *Kadidja Rohmann* schließt den zweiten thematischen Themenblock mit empirischen Befunden zur Lebenswirklichkeit von Eltern mit Lernschwierigkeiten. Die qualitativen Leitfadeninterviews mit Teilnehmenden am institutionellen Programm Begleitete Elternschaft deuten auf das Empfinden sozialer Isolation und ein Bedürfnis des Gehört-Werdens in der alltäglichen Lebensführung der Eltern hin.

Der letzte Themenblock zu *Familien und Technologien* wird eingeleitet von *Diana Dreßler* mit einem Beitrag zur Mediennutzung im (Er-)Leben transstaatlicher Mutterschaft. Über Ergebnisse ethnographisch angelegter Feldphasen in Spanien und Ecuador vermittelt sie Einblicke in Prozesse des *displaying family* sowie des *intensive mothering* und konzeptualisiert Medien als verlängerten Arm des Eingebunden-Seins in Sorge- und Erziehungsprozesse für die eigenen Kinder über große räumliche Distanzen. *Sarah Dionisius* schließt mit ihrem Beitrag über Praktiken der Reproduktionsmedizin und darin eingelagertes hochgradig heteronormatives Agieren des Fachpersonals an, in denen häufig eine binäre Paarbeziehung oder anvisierte Zwei-Elternschaft der Interessent/-innen vorausgesetzt wird. Als empirische Grundlage dienen ihr qualitative problemzentrierte Interviews mit lesbischen bzw. queeren Frauen*-paaren

über Zugangsmöglichkeiten zur Praxis der Insemination. *Cornelia Schadler* rekonstruiert aus einer Perspektive des New Materialism anhand longitudinaler Interviewauszüge mit Müttern und Vätern, wie Dinge nicht nur am Familienleben beteiligt werden, sondern inwieweit Dinge als Mit-Eltern bezeichnet werden können. Am Beispiel des Toiletentrainings zeichnet die Autorin das gemeinsame Tun von Menschen (Eltern, Kind), Diskursen (wissenschaftliche Konzepte um kindliche Sauberkeitserziehung und Hygiene) sowie Dingen (Nachttopf, Uhr) nach.

Abschließend ist festzuhalten, dass es sich bei dem Sammelband um einen äußerst relevanten empirischen sowie theoretisch-systematischen Beitrag zur zeitgenössischen Familienforschung handelt. Disziplinübergreifend wird aus intersektionaler Perspektive aufgefächert, wie wirkmächtig normative Vorstellungen über (Normal-) Familie im öffentlichen Raum noch immer sind und damit auch in familiales Zusammenleben hineinwirken. Obwohl sich Familien- und Lebensformen seit den 1970er Jahren in Deutschland zunehmend pluralisiert haben und sich in mannigfaltigen Ausprägungen vollziehen, bleibt das Bild der heteronormativen, gesunden, arbeitsfähigen und harmonischen Kleinfamilie der Bezugspunkt familialer Normalität. Welche Verkürzungen, Ausschlüsse und Diskriminierungen dadurch entstehen, wird in den Beiträgen pointiert und reflektiert in den Fokus gerückt. Der Sammelband ist für Mitglieder verschiedener fachwissenschaftlicher Disziplinen (Erziehungswissenschaft, Soziologie, Sozialpädagogik, Psychologie, Politikwissenschaft etc.) relevant und kann explizit auch für die hochschulische Lehre empfohlen werden. In Anbetracht der einflussreichen Forderung nach praxeologischen Perspektiven auf Familienleben wäre eine stärkere methodische Vielfalt innerhalb der Beiträge wünschenswert gewesen, um familiäre Praktiken in ihrer alltäglichen Ausgestaltung in den Blick zu bekommen. Der Großteil der Beiträge stützt sich auf Analysen qualitativer Interviews und damit auf Auszüge erzählter sozialer Wirklichkeit.

*Annegret Gaßmann,
Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg*